

»Heimat und Weltoffenheit bei Hermann Hesse«



17. Internationales Hermann-Hesse-Kolloquium in Calw 2019

*Veranstalter:*

Große Kreisstadt Calw  
und Internationale Hermann Hesse Gesellschaft

*Schirmherr:* Oberbürgermeister Ralf Eggert

*Tagungsleitung:* Michael Limberg

Der Abdruck der Referate erfolgt mit freundlichem  
Einverständnis der Referenten

# »Heimat und Weltoffenheit bei Hermann Hesse«

17. Internationales Hermann-Hesse-Kolloquium  
in Calw 2019

Referate  
herausgegeben von  
Michael Limberg

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2020

Wehrhahn Verlag

[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)

Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag

Umschlagabbildung: Hermann Hesse, 1935;

Foto: Martin Hesse; © Martin Hesse Erben

Druck und Bindung: Beltz Bad Langesalza

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

© by Wehrhahn Verlag

ISBN 978-3-86525-747-5

# Inhalt

<i>Michael Limberg</i>	
Vorwort .....	7
<i>Alain Claude Sulzer</i>	
Die Bücher der anderen .....	11
<i>Sabine Brenner-Wilczek</i>	
Auf der Suche nach Heimat?	
Reflexionen über »Peter Camenzind« und »Unterm Rad« .....	29
<i>Herbert Schnierle-Lutz</i>	
Hermann Hesse, seine Heimatstadt Calw und sein Heimatzyklus der Gerbersauer Erzählungen .....	41
<i>Regina Bucher</i>	
»Auf der richtigen Seite der Berge« – Hermann Hesse im Tessin .....	57
<i>Andreas Solbach</i>	
Nomade und Gärtner: Heimat und Krise bei Hermann Hesse .....	69
<i>Ingo Cornils</i>	
Magister mundi? Hermann Hesse und die Weltliteratur .....	99
<i>Rüdiger Görner</i>	
»Licht und Farbe scheint von Welt zu Welt« Zur Poetik des Welt-Bezugs in Hermann Hesses Lyrik .....	111
<i>Karl-Josef Kuschel</i>	
»Hier wurde in der Bibel gelesen, ... hier waren Buddha und Lao Tse bekannt« – Hermann Hesses Weg zu einem weltreligiösen Bewusstsein .....	125
Biographien .....	151



Michael Limberg

## Vorwort

Nach sechsjähriger Pause fand 2019 das 17. Internationale Hermann Hesse-Kolloquium turnusgemäß in Hesses Geburtsstadt Calw statt. Es stand unter dem Motto »Heimat und Weltoffenheit bei Hermann Hesse«.

Der Komplex Heimat spielt in Hesses Werken bis zum 1. Weltkrieg eine zentrale Rolle. Immer wieder zeichnet er aus der Erinnerung ein liebevoll-kritisches Bild der Menschen seiner Heimatstadt Calw. Das Städtchen im Nagoldtal hatte im 17. und 18. Jahrhundert durch den Zusammenschluss von Tuchmacher- und Färberfamilien zur Calwer Compagnie, eine Blütezeit erlebt. Im Laufe der Jahre kamen noch Salz- und Holzhandel dazu. Die maschinelle Tuch- und Deckenfabrikation sorgte zu Beginn des 19. Jahrhunderts für eine frühe Industrialisierung. Hesse hatte also reichlich Stoff, das Leben in Gerbersau, so firmiert Calw in seinen Erzählungen, mit seinen Handwerkern, Ladenbesitzern, Fabrikarbeitern, Dienstmägden und Landstreichern zu schildern. Zum Teil sind es kauzige, exzentrische und gebrochene Personen, die mit dem Leben nicht zurechtkommen. Es geht aber auch um die Nöte der Jugendlichen, ihre Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht und die sich daraus ergebenden Enttäuschungen, die Zeit der ersten Liebe und die Unsicherheit und Angst im Umgang mit der Sexualität.

Der 1. Weltkrieg machte all dem ein Ende. »Denn als der Krieg und die durch ihn erschütterte Welt, um Jahre später, [ihn] wieder losließ und [ihm] die Konzentration zu neuer Arbeit erlaubte,«<sup>1</sup> war Hesse längst nicht mehr der Dichter der Landstreicherromantik und Kleinbürgeridyllen. Er musste sich neu orientieren.

Außerdem war aus dem zu Beginn des Krieges eher unpolitischen Dichter ein Mensch geworden, der sich nun einmischte und nicht nach-

1 Hermann Hesse: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001–2007. Band 12, S. 208 – Im Weiteren zitiert als SW mit Bandangabe und Seitenzahl.

ließ, die chauvinistische Haltung seiner Schriftstellerkollegen und ihren engstirnigen Nationalismus öffentlich anzuprangern. Für Hesse existierte keine angeborene Blut-Bindung zwischen dem Einzelnen und seinem Volk. Seine Herkunft machte ihn »zu jedem wirklichen Nationalismus unfähig«<sup>2</sup>: ein schwäbischer Großvater, dessen Frau aus der französischen Schweiz stammte, sein Vater, in Estland geboren, war russischer Staatsbürger. Beide Eltern und sein Großvater hatten in Indien für die Mission gearbeitet, es war also »eine ebenso schwäbische wie internationale Welt« (ebd.), die ihn früh prägte. Er wuchs in einer Umgebung auf, in der indische Gegenstände zum Alltag gehörten, wo indische Lieder gesungen wurden, die Kinder sich mit indischen Gewändern verkleideten und wo beständig Missionare bei ihren Besuchen in der Heimat zu Gast waren. So kam es, dass er sich schon früh mit dem Buddhismus beschäftigte; später kamen dann noch Taoismus, Konfuzianismus und der Zen-Buddhismus dazu, und Hesse wurde nicht müde, diese Schriften zu rezensieren und seinen Lesern ans Herz zu legen, nicht um sie zu bekehren, sondern damit sie sich fremdem Gedankengut öffnen und erkennen, dass östliche und westliche Weisheit Pole sind, »zwischen denen fruchtbares Leben schwingt«<sup>3</sup>.

Hesses weltoffene Einstellung zeigt sich besonders in seinen Buchbesprechungen. Er hat früh über den nationalen Tellerrand geguckt und Bücher ausländischer Autoren empfohlen. Besonders während des 1. Weltkriegs, als Autoren der Kriegsgegner verpönt waren, war ihm dies ein besonderes Anliegen.

Durch seine zahlreichen Umzüge änderte sich auch seine Einstellung zur Heimat: »Heimat ist nicht da oder dort, Heimat ist in dir innen und nirgends«<sup>4</sup>, heißt es in *Wanderung*, seinen Aufzeichnungen von 1918/19, und im Gedicht *Abschied* vom September 1920 lesen wir: »In mir selber muss die Heimat sein.«<sup>5</sup>

2 Hermann Hesse: *Gesammelte Briefe. 3. Band 1936–1948*. In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse hrsg. von Ursula und Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982, S. 318.

3 Hermann Hesse: *Gesammelte Briefe. 4. Band 1949–1962*. In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Ursula Michels. Hrsg. von Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982, S. 235.

4 SW11, S. 21.

5 SW10, S. 557.



Als Anfang April 1938 Thomas Manns Schreibtisch in Kalifornien stand und alle Dinge darauf und darin wieder an ihrem bestimmten Platz lagen und standen, vermerkte er im Tagebuch: »Wo wir sind, sind wir ›bei uns‹. In den Arbeiten, die ich mit mir führe, ist meine Heimat.«<sup>6</sup> Dem hätte Hesse sicher zustimmen können, sein Schreibtisch, den er sich 1904 anfertigen ließ, begleitete ihn von Gaienhofen nach Bern und Montagnola und stellte dadurch immer ein Stück Heimat dar.

6 Thomas Mann in Amerika. Marbacher Magazin 163/164. Hrsg. v. Ulrich Raulff und Ellen Strittmatter. Marbach: Deutsche Schillergesellschaft 2018, S. 99.



Alain Claude Sulzer

## Die Bücher der anderen

M. Ruetsch, der Gärtner, bei dem ich kürzlich meine Geranien kaufte, ist ein sonnengebräunter Mann südländischen Typus, den man eher in seinen Gewächshäusern oder auf dem Markt als bei der Lektüre vermutete. Doch mit solchen Einschätzungen sieht man nur einen Teil der Person und nährt Vorurteile.

Ich kenne M. Ruetsch seit vielen Jahren. Als ich vor zehn Jahren den französischen Prix Médicis étranger erhielt, für den ich allseits – selbst vom Bürgermeister des kleinen elsässischen Dorfs, in dem ich lebe – beglückwünscht wurde, gehörte auch er zu denen, die mir gratulierten, nachdem sie meine Fotografie in der Zeitung gesehen hatten. Doch er wollte mehr als seiner Anerkennung Ausdruck verleihen, er wollte mein Buch auch besitzen. Ich brachte es ihm, er wollte unbedingt dafür bezahlen, ich nahm das Geld an. Anders als der Bürgermeister ließ er es nicht beim Interesse an meinem inzwischen wieder verblassten Lokalruhm bewenden, wie er einem Schriftsteller wohl nur in Frankreich widerfährt; er stellte das Buch *nicht* ungeöffnet ins Regal, er las es und ließ es mich bei meinem nächsten Besuch wissen. Die Jahre vergingen, ich sah ihn selten, über Bücher unterhielten wir uns nicht.

Kürzlich, als ich ihm beim Blumenkauf begegnete, erkundigte er sich nach meiner Arbeit. Und er begann mir mit leuchtenden Augen von seinem Glück zu erzählen, das er beim Lesen empfinde. Nicht beim Lesen von irgendwas, nicht beim googeln, nicht beim Zeitunglesen, sondern bei der Lektüre von Büchern. Er zählte einige Autoren auf, unter anderem Joël Dicker, Pierre Lemaitre, Eric Emanuel Schmitt, aber auch André Comte Sponville und Spinoza und erwähnte auch jenen Autor, dessen Werke – ich zitiere wörtlich – stets auf seinem Nachttisch lägen, den Denker, ohne den er gar nicht leben könne: Michel de Montaigne.

*C'est un bonheur de lire*, sagte der Gärtner, und es klang übergücklich, und damit entschwand er mit einer Kiste voller Blumen vor dem Bauch,

die er am nächsten Tag auf dem Markt verkaufen würde, aus meinem Blickfeld.

Von Glück spricht niemand freiwillig, wenn er es beim Gedanken an etwas Bestimmtes nicht tatsächlich empfindet. Ich war nicht auf einen Leser gestoßen, der bei der gelegentlichen Lektüre des einen oder anderen Buches glücklich ist, sondern auf einen, den das Lesen und die Bücher *an sich* glücklich machen. Leider eine heute selten gewordene anachronistische menschliche Erscheinungsform, über die man nicht genug ins Schwärmen geraten kann. Wäre er nicht Franzose, würde ich ihm Hermann Hesses *Eine Bibliothek der Weltliteratur* empfehlen, in der Montaignes Essays allerdings nur in einem Nebensatz als etwas erwähnt werden, was man haben müsse, in einer Kürze notabene, die M. Ruetsch, dem Montaigne so viel bedeutet wie Hesse die Werke Jean Pauls bedeuteten, womöglich mit Unverständnis quittieren würde – nicht ganz zu Unrecht.

Als ich 2012 vom Hesse-Museum in Montagnola angefragt wurde, gemeinsam mit anderen Autoren einen Blick auf Hermann Hesse zu werfen, zögerte ich zunächst. Die Anfrage kam nicht, weil ich als Hesse-Kenner aufgefallen wäre, sondern – da bin ich mir ziemlich sicher – weil ich drei Jahre zuvor den Hermann-Hesse-Preis<sup>1</sup> erhalten hatte. Den bekommt man auch ohne eine Zeile Hesse gelesen zu haben. Bei der Preisübergabe wurde kein öffentlicher Dank verlangt, was ich etwas schade fand. Es wäre eine frühere Gelegenheit gewesen, mich etwas näher mit Hesse zu befassen.

Ich schrieb für Montagnola einen kleinen Aufsatz, an dessen Beginn es hieß, dass *mir* Hermann Hesse nur durch die Hintertür komme. Die Vordertür, also die Hauptsache, war für mich – wenn man so sagen kann – das Portal; die *Vier letzten Lieder* von Richard Strauss, die ohne Inspiration Hesses, so, wie sie sind, nicht entstanden wären, denn drei der Lieder des greisen Komponisten basieren – wie Sie natürlich wissen – auf Gedichten von Hesse, die dieser als junger Mann schrieb. Ein Liederzy-

1 Die »Förderungsgemeinschaft der deutschen Kunst e.V. Karlsruhe« hatte zum 80. Geburtstag Hermann Hesses am 2.7.1957 den nach ihm benannten Literaturpreis gestiftet.

klus, den Hesse – auch das wissen Sie vielleicht – so wenig mochte wie deren Schöpfer.

Dieser hatte, so sah es nicht nur Hesse, im Dritten Reich kläglich versagt. Strauss, der sein Leben lang geliebt, verehrt, begehrt und fürstlich bezahlt werden wollte, hatte sich dem Regime angedient, obwohl er das nicht nötig hatte, um im Dritten Reich zu überleben, wozu er sich entschieden hatte. Hesse war das alles zuwider, nicht allein deshalb, aber vor allem doch, weil *ihm* Ruhm und Ehre wirklich nichts bedeuteten – was ich damals, 2012, übrigens noch nicht wusste. (Ich glaubte in den mir bekannten Fotos eine gewisse Eitelkeit zu erkennen, die sich hinter einer zur Schau getragenen Bescheidenheit tarnte; ich irrte mich, wie ich inzwischen weiß.) Hätte Hitler *ihn* auf die »Gottbegnadetenliste« gesetzt wie Richard Strauss: sein homerisches Gelächter müsste bis auf den Berg-hof zu hören gewesen sein.

Nichtsdestotrotz: Mir sind die *Vier letzten Lieder* lieb und teuer, lieber und teurer als die Texte, die Strauss zur Musik inspiriert haben, die man in den allermeisten Fällen beim Singen ohnehin nicht versteht. Man mag es bedauern, verschmerzt es aber leicht, wenn Sängerinnen wie Jessye Norman sie singen, auch wenn sie es so tun als handelte es sich um textlose Vokalisieren; die hin und wieder zu hörenden Konsonanten stören den melodischen Fluss mitnichten, zur besseren Verständlichkeit tragen sie jedenfalls nicht bei.

Wen wundert es, dass diese schönen, lichten Lieder immer noch und wohl noch lange weltweit etwa tausend Mal jährlich zur Aufführung gelangen.

Doch Hesse ließ sich in seiner ablehnenden Meinung nicht beirren, zumal sie musikalischer und nicht politischer Art war. Strauss' Abschiedswerk, das so gar nichts von einem Grabgesang hat, erschien ihm »wie alle Strauss-Musik: virtuos, raffiniert, voll handwerklicher Schönheit, aber ohne Zentrum, nur Selbstzweck«<sup>2</sup>. »Wie alle Strauss-Musik«, also auch die, die der Komponist vor seinem Kniefall vor dem Mächtigen in

2 Hermann Hesse am 23.6.1957 an Herbert Schulz. In: Ders.: Musik. Betrachtungen, Gedichte, Rezensionen und Briefe. Hrsg. von Volker Michels. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986, S. 208.

Berlin komponiert hatte? Eine Meinung, die ich nicht teile, im Grunde gar nicht verstehe, zumal »alle Strauss-Musik« ja auch die der *Elektra* und *Salome* mit einschliesse, die einen Aufbruch markieren, der nur mit Strawinskys *Sacre du printemps* zu vergleichen ist und mit dem Alterswerk kaum etwas gemein hat, obwohl – was in der Musikgeschichte sehr selten ist – das eine wie das andere überlebt hat und sich eine unsichtbare Brücke vom einen zum anderen spannt.

Hesse konnte nicht ahnen, in welchem Ausmaß sich Strauss zwei Jahre später mit seinen Gedichten beschäftigen würde, als er im Oktober 1945 in Baden nicht mit ihm »bekannt werden« wollte, was dem Einundachtzigjährigen von dem Achtundsechzigjährigen »natürlich nicht in dieser Form mitgeteilt« wurde, »sondern man entschuldigte mich eben irgendwie«?<sup>3</sup> Hesse wahrte, wie er behauptete, auch in seiner höflich distanzierten Ablehnung die Form. In einem Brief an Herbert Schulz spricht Hesse allerdings davon, er sei sehr überrascht gewesen, als er eines Tages »den schon sehr Alten in einem Schweizer Hotel kennenlernte und er mir sagte, man habe ihm meine Gedichte zu lesen gegeben und er sei daran, einige zu komponieren.«<sup>4</sup> Es gibt also zwei Versionen dessen, was sich unter dem Dach des Badener Verenhofs zugetragen hat – oder eben nicht.

Ich beantwortete in Montagnola die Frage nach meiner Beziehung zu Hermann Hesse, indem ich mich von der problematischen Beziehung zwischen Strauss und Hesse anregen ließ. Ich griff nach einem Strohhalm, hielt mich daran fest und kam vom Hölzchen aufs Stöckchen; am Ende hatte ich etwas im Hut. So funktionierten Inspiration und Literatur.

Mich reizte natürlich die Vorstellung zweier bedeutender Männer, die sich aus dem Weg gingen – und sich offenbar doch begegneten sind, auch wenn sich einer der beiden einer Begegnung zu entziehen versuchte. Das ließe sich novellistisch ausschlichten. Saßen am 18. Mai 1922 nicht auch Proust und Joyce am selben Tisch und in derselben Kutsche? Dass sie höchstens ein paar Belanglosigkeiten austauschten, wie wir wissen, nimmt der Sache nichts von ihrem Reiz, auch nicht die Tatsache, dass Joyce Proust

3 Hermann Hesse, 1.2.1946 an Ernst Morgenthaler. In: Ders.: Musik. A.a.O., S. 182.

4 Hermann Hesse, 23.6.1957 an Herbert Schulz. In: Musik, a.a.O., S. 208.

als Autor nicht schätzte – im Gegenteil. Aber: Welche Blicke tauschten sie aus, was unternahmen sie genau, um einander tunlichst aus dem Weg zu gehen (wenn überhaupt), welche Konventionen hielten sie ein, fiel nicht doch das eine oder andere Wort zwischen ihnen, das nicht an die Nachwelt kolportiert wurde? Ja, da ließe sich viel erfinden und erzählen.

Montagnola, Strauss und Hesse waren längst abgehakt, als mich am 3. Januar 2018 die Anfrage des Filmemachers Heinz Bütler erreichte, den ich bis dahin persönlich nicht kannte, ob ich mir vorstellen könnte, gemeinsam mit der Autorin Sibylle Lewitscharoff, dem Pianisten Oliver Schnyder und dem Sänger und Komponisten Daniel Behle – allesamt Freunde – in einem Film mitzuwirken, in dem es um Hesse, um dessen Erzählung *Klingsors letzter Sommer*, um die vermiedene Begegnung von Strauss und Hesse in Baden und – wer weiß – vielleicht auch um Freundschaft gehen sollte. Ich las *Klingsors letzter Sommer* und sagte zu. Es war also Zeit. Zeit zu lesen. Erst recht, als ich angefragt wurde, den Eröffnungsvortrag der Hesse-Tage hier an dem Ort zu halten, der in einem meiner Bücher eine wichtige Rolle spielt.<sup>5</sup> Nun bin ich also mittendrin. Aber beginnen wir noch etwas früher.

Ich weiß nicht, wie es anderen Autoren jenseits der sechzig ergeht: Wenn ich – immer nur ganz kurz – in meinem »Frühwerk« blättere, befällt mich zuverlässig ein Gefühl der Befremdung, ja Beklemmung. Ich bin peinlich berührt, wenn ich mir als Schriftsteller in einem Alter begegne, das mir inzwischen sehr fern ist; noch ferner, noch fremder als meine Kindheit, die mir in ihrer kokonhaften Abgeschlossenheit irgendwie gegenwärtiger und merkwürdigerweise greifbarer erscheint als die Zeit, in der ich als Autor auf der Suche nach der adäquaten Sprache, auch nach den Geschichten war, denen ich eine literarische Form geben konnte, die sie auch für andere interessant machte; eine Suche, die mir damals natürlich nur halbwegs bewusst war. Eine Suche, die eine gewisse Parallelität mit der Pubertät aufweist, nicht zuletzt darin, dass sie von heute aus gesehen nur noch schwer nachvollziehbar ist.

5 Der Vortrag wurde am 13.6.2019 anlässlich der 20. Silser Hesse-Tage in Sils Maria gehalten.

Egal, ob es sich um Gedichte handelt – die mir heute, da ich längst keine mehr schreibe, seltsam arglos, formlos, inhaltlos, ja lieblos erscheinen – oder um die allererste Rezension, die ich verfasst habe: Zwar erkenne ich mich trotz der zeitlichen Distanz im Duktus des Geschriebenen wieder (auch wenn es vom Heutigen sehr weit entfernt ist), doch die Hilflosigkeit, die aus den Gedichtzeilen spricht, macht mich verlegen. Ich gäbe einiges darum, könnte ich sie ungeschrieben machen! Wären sie nicht publiziert worden, würde ich leugnen, mich je auf dieses Gebiet vorgewagt zu haben, das ich nach dreißig nicht mehr betreten habe, da ich bald merkte, wie wenig ich dort verloren hatte. Aber tatsächlich *habe* ich Gedichte geschrieben, und sie *wurden* veröffentlicht. In alten Nummern der längst eingestellten Schweizer Literaturzeitschrift *Drehpunkt* sind sie nachzulesen.

Nicht nur meine ersten (und letzten) Gedichte, auch meine allererste Buchbesprechung wurden dort publiziert; veranlasst durch Christoph Geiser, den Mitherausgeber. Sie erschien März 1972 in der Nr. 14 des *Drehpunkt*; einen Monat zuvor war ich neunzehn geworden. Nie zuvor hatte man mich mit einer solchen Aufgabe betraut, nie hatte ich in einer Schülerzeitung geschrieben, und ich weiß nicht, worüber ich mich heute mehr wundern soll, über den Auftraggeber, der meiner Fähigkeit vertraute, eine Meinung über ein Buch abzugeben, oder über meine Unverfrorenheit, mir zuzutrauen, sie öffentlich zu machen. Andererseits: so wie der Zahnarzt einmal beginnen muss, in seinem ersten Zahn zu bohren, muss auch der Kritiker damit beginnen, seine Meinung zu formulieren. Ich habe ja danach noch viele weitere Rezensionen geschrieben, für die ich mich *nicht* schämen muss. Meine erste Buchkritik fiel positiv aus. Was für ein Glück. Wäre es anders, hätte ich mir womöglich einen Feind fürs Leben geschafft. Und der säße nun hier vor mir im Publikum<sup>6</sup>.

Der Verfasser des Romans mit dem Titel *Michael Häuptli. Der Traum eines jungen Menschen*, über den ich mich äußern sollte – es war sein dritter – hieß nämlich Jürg Acklin. Ich weiß nicht, ob er sich daran erinnert, dass ich, ein gänzlich unbekannter Jugendlicher – mit neunzehn war man

6 Jürg Acklin war als einer der Referenten bei den Hesse-Tagen in Sils Maria 2019 bei diesem Vortrag anwesend.



damals hierzulande noch nicht einmal volljährig! –, sich seine Spuren an einem Werk abverdiente, an das ich mich heute – dem beschränkten Erinnerungsvermögen sei es geklagt – nur noch schwach erinnere. Er würde sich erst recht erinnern, wenn dieser junge unbekannte Schnösel damals an seinem Buch herumgekrittelt hätte. Autoren sind gut im Erinnern negativer Kritiken und sehr nachtragend.

Als Hermann Hesse seine erste Rezension schrieb, war er dreiundzwanzig. Vier Jahre älter als ich zur *Zeit meines* ersten Versuchs. Er war Buchhändler, ich Bibliothekar; ein Beruf, den ich nur gerade so lange ausübte, bis ich überzeugt war, Schriftsteller zu sein, was auch immer das für mich bedeutete. Ähnlich verhielt es sich auch mit Hesse. Womit die Ähnlichkeit allerdings auch schon erschöpft sein dürfte.

Das Erscheinungsdatum dieser ersten Buchbesprechung kann man sich sehr leicht merken, man schrieb das Jahr 1900. Wie groß die Zeitenwende sein würde, die in Wahrheit erst vierzehn Jahre später eintreten sollte, konnte niemand vorhersehen.

Hesses Rezension behandelte die bereits 1898 erschienenen *Sämtlichen Werke* von Novalis im Diederichs Verlag. So viel Zeit konnte man sich damals zwischen dem Erscheinungsdatum und der Publikation einer Buchbesprechung lassen! Heute undenkbar, da manche Feuilletons Bücher, die im Herbst erschienen sind, aber erst im Februar besprochen werden, in den bibliografischen Angaben nachdatieren; eine gut gemeinte Korrektur (oder Fälschung), die einiges über die Schnelllebigkeit des Buchmarkts aussagt.

Seine letzte Rezension verfasste Hesse kurz vor seinem Tod. Während rund sechs Jahrzehnten also bekundete er regelmäßig coram publico sein Interesse an den Büchern der anderen. Er setzte sich mit ihnen auseinander.

Allerdings: Bereits am 19. Juni 1913 meinte er in einem Brief an Alfred Schaeer, er schreibe »grundsätzlich keine Rezensionen über Bücher moderner Autoren mehr« und könne das nur »durchführen«, wenn er sich »selbst jede Ausnahme verbiete«<sup>7</sup>.

7 Hermann Hesse: *Gesammelte Briefe*. 1. Band 1895-1921. In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse hrsg. von Ursula und Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973, S. 185.

Dieses im Brustton der Überzeugung vorgetragene Versprechen hielt er keine zwei Monate ein. Bereits am 1. August erschien seine nächste Bücherbesprechung, eine Sammelkritik in der *Münchener Zeitung*. Besprochen wurden darin keineswegs nur Bücher alter Autoren wie Alphonse Daudet, sondern auch ein Roman des durchaus lebendigen Zeitgenossen Anatole France.

Dass er nun »nicht mehr ›rezensieren‹« wolle, »nie mehr« kündigte er übrigens noch ein weiteres Mal an, am 20.9.1917 nämlich. Doch diese Drohung blieb genauso folgenlos wie die Ankündigung vier Jahre zuvor. Er nahm sie noch im gleichen Text zurück! Einige Bücher müsse er doch nennen, schrieb er, sich widersprechend, Bücher, »die mir in den letzten Monaten wertvoll geworden sind.«<sup>8</sup>

Er rezensierte in der Folge also auch weiterhin Bücher von Zeitgenossen, von Autoren, die teilweise jünger waren als er – darunter Julien Green, Elias Canetti, Hermann Broch, Thomas Wolfe, Halldor Laxness, Peter Weiß, Max Frisch, auch Arno Schmidt, den er als »etwas gefährdete(n) und möglicherweise nicht ungefährliche(n), aber echte(n) Visionär« bezeichnete (SW 20, S. 283). Die Liste ist lang – und man stellt fest, dass viele der von ihm empfohlenen, damals noch unbekannteren Autoren, sich im Bewusstsein der Leser »gehalten« haben.

Doch sein größtes, nie erlahmendes Interesse galt jenen Schriftstellern, die ihm nahestanden, allen voran Eduard Mörike, Jean Paul und Novalis etwa, Dichter, mit denen er sich zeitlebens wieder und wieder auseinandersetzte. Jede Neuauflage ihrer Werke war ihm willkommen, um sie seinen Lesern wieder ans Herz zu legen. Er wandelte gern auf den Spuren derer, die ihm vorangegangen waren.

Es wird jedes Buch jedes Denkers, jeder Vers jedes Dichters für den Leser alle paar Jahre ein neues verändertes Gesicht zeigen, wird anders aufgefasst werden, andere Anklänge in ihm wecken. (SW 14, S. 451)

schrub er in *Magie des Buches* über seine Vorbilder. Hesse nahm sich Zeit.

8 Hermann Hesse: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001–2007. Band 18, S. 12 – Im Weiteren zitiert als SW mit Bandangabe und Seitenzahl.

Die letzte Rezension Hesses, die diesen Namen verdient, beschäftigte sich mit Wolf von Niebelschütz' *Die Kinder der Finsternis*. Die in der Gesamtausgabe veröffentlichten vier »Vorschläge für ein Buchgeschenk«, die er zeitgleich den Lesern der *Weltwoche* unterbreiten wollte, erschienen damals nicht im Druck. Vielleicht hielt man es für unpassend, die Empfehlungen eines inzwischen Verstorbenen zu veröffentlichen. Wer weiß, vielleicht mussten sie auch Platz machen für seinen Nachruf.

Hesse erwähnte in dieser letzten Buchbesprechung, die am 27. Mai 1962 in der *Neuen Zürcher Zeitung* erschien, dass ihm diese Dichtung »nun so lange Zeit jeden Abend bis zum Lichtlöschen Gesellschaft geleistet« und ihm »über viele schlaflose Stunden hinweggeholfen« habe, weswegen er »dem Dichter einen Dankesbrief geschrieben habe«. (SW 20, S. 36)

Antwort kam aber nicht von ihm, »sondern von seiner Frau«, schreibt Hesse weiter, »die mir mitteilte, daß er schon seit zwei Jahren nicht mehr am Leben sei.« Von diesem Buch des heute zu Unrecht fast völlig vergessenen Niebelschütz hatte er nach zögerlichem Beginn der Lektüre »nicht ohne eine gewisse Trauer Abschied genommen«. (Ebd.)

Hermann Hesse war, wie man noch in dieser Besprechung lesen kann, die sein Leben als Kritiker abschließt, den Autoren oft nah, ohne sie persönlich zu kennen. Er versuchte es selbst dann zu sein, wenn ihm ihre Bücher fremd waren. Das ist vermutlich der Grund, warum er als Kritiker wenig bekannt ist, obwohl er – wenngleich mit deutlich abnehmender Frequenz – bis in sein letztes Lebensjahr Buchkritiken verfasste, weit über die Zeit hinaus, da er es finanziell nötig hatte, dem Tagesgeschäft des Journalisten nachzugehen, als der er sich wohl auch nie verstanden hat.

Nur zwischen 1939 und 1947 ließ er das Kritikergeschäft völlig ruhen. In diesem Zeitraum beantwortete er lediglich die jährliche »Umfrage nach guten Büchern« der Zürcher *Weltwoche*. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm er seine Tätigkeit als Rezensent wieder auf, aber obwohl sie nie völlig erlahmte, erreichte sie nie mehr die enorme Dichte der Zwischenkriegszeit.

Fünf Bände allein mit Buchkritiken umfasst die zwanzigbändige Gesamtausgabe seiner Werke, den meisten jedoch, die Hesse lesen oder gelesen haben, ist dieser Aspekt seines Werks unbekannt. Hesse bleibt für sie der Autor der Gedichte und Romane.

Um als Kritiker – und sei es nur in der Literaturgeschichte – in Erinnerung zu bleiben, muss man anders disponiert sein als Hesse, der den Vorstellungen des idealen Kritikers, wie er sie in seinen *Notizen zum Thema Dichtung und Kritik* (SW 14, S. 425-430) von 1930 darlegte, nicht so recht entsprach. Er selbst, der den Berserkern den Vorzug vor den Zauderern gab, die sich lieber zu keinem als zu einem negativen Urteil entschlossen, hielt sich mit allzu offener Kritik fast immer zurück. Seine Neigung zu bissiger, gar boshafter Kritik war gering. Als Literaturkritiker suchte er keine Angriffsflächen, er wich ihnen wohl mit Absicht lieber aus. Häme war ihm fremd. Die Ungerechtigkeit und gelegentliche Unausgewogenheit, die er in seinem Kritikerporträt vom »genialen Kritiker« forderte, der »einen genialen Dichter lebenslänglich ablehnt, verspottet oder angreift«, war seine Sache nicht. Statt als unerbittlicher Kritiker gefürchtet zu werden, der aber auch kein »Messapparat oder [...] Kulturministerium« (SW14, S. 429) sein dürfte, zog er es wohl vor, gewissen Büchern aus dem Weg zu gehen. Aus Scheu, aus Rücksicht, Weisheit oder Feigheit? Warum auch immer: Was man (großzügig oder kleinmütig) ignoriert, muss man auch nicht beurteilen und wer nicht liest, was er nicht lesen mag, gewinnt eine Menge Zeit für anderes, für andere Bücher und Beschäftigungen. Ein Verhalten, das den Vorwurf der Feigheit bei weitem aufwiegt. Bei einem Berufskritiker so unverzeihlich und unverantwortlich wie bei einem Verleger, der Bücher aus lauter Höflichkeit verlegt; bei einem Autor, der über einen anderen Autor schreibt, jedoch ziemlich verbreitet und verständlich.

Dass man von Kritikern klare Worte erwartet, wusste er; er selbst forderte sie ein. Er jedoch wendete sie nur selten an. Ungeschminkte Urteile, die keinem Autor gefallen können, konnte er aber doch fällen, wenn er etwa über *Die Madonna mit dem Rosenbusch* des heute vergessenen Strindberg-Biografen und Romanautors Adolf Paul schrieb:

Gut gewollt und in einigen Partien beinahe gelungen, als Ganzes nicht ausgeklärt und reif. Der Verfasser hat ernstlich versucht, einer ungewöhnlich schweren Aufgabe gerecht zu werden, und ist unterlegen. Vielleicht versucht er es ein andermal mit einem handlicheren Stoffe. (SW 16, S. 76)

*Gut gewollt – beinahe gelungen – nicht ausgeklärt – einer schweren Aufgabe unterlegen – vielleicht versucht er es ein andermal –*, das sind ungewohnt